

(Nachdruck verboten.)

25]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

Der Tag der Wahl war endlich herangekommen. Ein grauer Oktobermorgen. Seit dem Frühmorgen schon rufen die Trommeln der Bürgergarde die Wähler an die Urne. Die Stadt zeigte heute eine ganz ungewohnte Lebendigkeit, die sich von dem geschäftigen Alltagsstreiben, dem rührigen Hin und Her eifriger Kaufleute und Kommiss merklich unterschied. Wähler im Sonntagsstaat verließen ihr Haus, unter den Angströhren erblickte man die ersten, etwas gezwungen dreinschauenden Gesichter von Bürgern, die sich ihrer Würde und Verantwortlichkeit bewusst sind. Sie wanderten eiligen Schrittes, den Wahlzettel in der Hand, den Wahllokalen zu, als welche Schulhäuser, Theaterfoyers und andere öffentliche Gebäude dienten.

Junge Bierengel, hoffnungsvolle Sprößlinge der reichen Patrizier, das Anopfloch mit der blauen, die Parteifarbe repräsentierende Skolarde geziert, belegten sämtliche Droschken mit Beschlag, die zum Heranholen der kranken oder säumigen Wähler bestimmt waren. Sie stolzierten mit gar gewichtiger Miene einher, zogen hin und wieder ihre Listen zu Rathe, unterhielten sich im geheimnißvollen Flüsterton und lauten an dem Bleistift herum, der später bei der Stimmabgabe zum Ankreuzen der Richterscheitelen Verwendung finden sollte. Frühzeitig schon waren die Omnibusse auf die vor der Stadt liegenden Dörfer hinausgefahren, um die Wähler des Landbezirks abzuholen. Sie kamen eben mit ihrer Menschenfracht beladen herangerollt. Verdünnt und roth wie die Krefse standen die Bauern gemeindeweise in Gruppen beieinander, zwischen den blauen Fuhrmannskitteln sah man zerstreut die schwarzen Soutanen der Pfarrer, die von einem zum andern gingen, Anweisungen gaben und die Stimmzettel ihrer Schutzbefohlenen prüften. Vor den Thüren der Wahllokale bildeten sich kleine Ansammlungen. Man las die noch feuchten Anschläge, in denen ein oder der andere der Kandidaten auf ein „in letzter Stunde versuchtes Wahlmanöver“ der Gegner aufmerksam machte, um dann noch einmal die Hauptpunkte in knappen, pomphaften Worten zusammen zu fassen. Fast alle diese Manifeste begannen mit dem traditionellen „Wähler! Man sucht Euch irre zu führen!“ Händler brüllten eben erscheinene Extrablätter aus. An jeder Seite der Thür stand ein Mann, ein Schild in der Hand haltend, das in riesenlettern die Mahnung an die Eintretenden richtete, für die eine oder die andere Liste zu stimmen. Die Leute mit der blauen Skolarde wechselten mit denen, die die orangefarbige Rosette als Erkennungszeichen trugen, herausfordernde Blicke, die friedlichsten Spießbürger gefielen sich in heldenhafter Pose und umklammernten mit zornbebeuder Hand den Griff ihrer Spazierstöcke. Man sprach viel und erregt, aber im leisen Flüsterton heimlicher Verschwörer.

Inzwischen hatten sich die verschiedenen Bureaus konstituiert. Die Vorsitzenden nahmen mit ihren beiden Beisitzern Platz, und die Wahlhandlung begann. Auf den in alphabetischer Reihe erfolgenden Namensaufruf bahnten sich die Betreffenden einen Weg durch das Gedränge, um hinter dem Verschlage, hinter dem die drei Herren mit der steifen, würdigen Amtsmiene versammelt waren, zu verschwinden. Auf dem Tische, über dem sich die übliche grüne Decke breitete, paradierte der häßliche, würfelförmige Kasten, den man Urne zu nennen pflegt. Der Wähler hielt seinen vierfach gefalteten, mit dem Stadtwappen gezierten Wahlzettel dem Vorsitzenden, der ihn über den Kneifer hinweg argwöhnisch musterte, einen Augenblick unter die Nase und steckte ihn dann bedächtig in den langohrigen Schließ, der der Urne das Aussehen eines Briefkastens oder einer Sparbüchse gab. Auf manche der braven Leute schien der einfache Akt über die Massen Eindruck zu machen, sie verloren mit der Fassung zugleich ihren Spazierstock, erschöpften sich in verlegenen Verbeugungen und gaben sich erdentlichste Mühe, ihren Zettel in das Tintenfaß des Beisitzers zu praxtizieren.

Die nach dem Wartezimmer gewandte Seite des Verschlages war mit den Wählerlisten besetzt. Kurzsichtige grückten ihre Nase auf dem Papier platt, und schmutzige

Finger fuhren darauf herum wie auf den Fahrplänen in den Bahnhofshallen. Es roch nach Feuchtigkeit und ausgelöschten Zigarrenstummeln in dem ungelüfteten Schulzimmer, das noch der Duft von Butterstullen durchzog.

Am Drückebbergen, die sich der Abstimmung enthielten, fehlte es nicht. Die jungen Leute von jeder der beiden Parteien, die vor der Thür auf Wache standen, kannten indessen ihre Pappenheimer und schickten ihre Sendboten nach der Wohnung der Saunseligen. Drinnen wickelten sich Namensaufruf und der Vorbeizug der Wähler in jammervoller Gleichförmigkeit ab. Nur ab und zu unterbrach ein ergötzlicher Zwischenfall das langweilige Einerlei: einer, der versehentlich auf der Liste nicht aufgeführt war, nahm die Sache krumm, Leute mit gleichlautendem Namen führten eine Komödie der Irrungen auf, hier rief man einen Todten zur Ausübung seines Wahlrechts auf, während man dort wieder einem Lebendigen auseinander zu setzen suchte, daß er von Rechts wegen auf dieser Erde nichts mehr zu suchen hätte.

Die Stimmabgabe, Prüfung und Gegenprüfung dauerte bis Mittag, dann begann man mit dem Zählen der abgegebenen Stimmen. Noch ließ sich das Ergebnis nicht übersehen, man war vorerst nur auf Schätzungen angewiesen. Die Zahl der Wahlenthaltungen war nicht sonderlich groß.

Die Leute mit den orangefarbenen Rosetten beklagten sich über den Massenandrang der bürgerlichen Blusenmänner und gleichzeitig auch über die Herren mit Glacéhandschuhen und Dreimastern, dafür ärgerten sich die „Blauen“ wieder über das Aufgebot der „Baes“ der Rationen, der kleinen Handels-treibenden und Subalternbeamten.

Kein Mensch ging nach Hause. Man aß mehr schlecht als recht in den von Gästen überfüllten Kneipen, Aufregung und erwartungsvolle Spannung ließen die Stühlen trocken werden, die Durstigen berauschten sich an Bier und hochkönenden Worten.

Nach dem Essen zog ein Theil nach der Grand Place vor das Lokal der „Association“, dem Klub Béjard's und seiner Sippe, an dessen acht Fenstern des ersten Stockes die Wahlergebnisse der sechszwanzig Bezirke zum Ausklang kommen sollten, andere marschirten nach dem Hasenquartier vor die Wirthschaft zum „Weißen Kreuz“, wo sich die „Nationalisten“, Bergmaus Parteigänger, zu versammeln pflegten.

Der feine Sprühregen, der auf die wartende Menge niederrieselte, verhiinderte nicht, daß sich immer mehr Neugierige einfanden, die dem schlechten Wetter mit stoischem Gleichmuth trohten. Die Straßenhändler fuhren fort, die zugkräftigen Artikel des Tages, die blauen und orangefarbenen Skolarde, mit lauter Stimme anzupreisen.

Es lag etwas wie Gewitterstimmung in der Luft, und das Schweigen der nervös erregten Menge wirkte wie die Stille vor dem Sturm. Es hatten sich jetzt auch viele Arbeiter, Studenten und andere eingefunden, denen der Jenseus kein Wahlrecht gab. Unwillig, ihre Stimme nicht für Dorn den Berg abgeben zu können, hegten sie den schärfsten Wunsch, ihrer Zustimmung auf andere Weise offenkundigen Ausdruck zu geben.

Die orangefarbenen Rosetten herrschten deshalb auch in der Menge vor. Die Arbeiter hatten sie an der Wolljacke befestigt. In der Nähe des Wahlbureaus, wo die Landleute wählten, war es im Laufe des Vormittags bereits zu Zusammenstößen gekommen. Die Leute mit den blauen Kitteln zogen es daher vor, den haßerfüllten Blicken, die ihnen die Hasenarbeiter zuwarfen, auszuweichen, und nachdem sie ihre Stimme nach dem Wunsch ihrer Parteiführer abgegeben hatten, schleunigst das Verdeck der Omnibusse zu erklimmen, die sie aus der ungestlichen Stadt hinaus nach ihren Feldern und Wiesen zurücktransportierten.

Der Heerbanm der Standesgenossen war in den Klürräumen der „Association“ um die Führer der Partei versammelt, die der Verkündigung der endgiltigen Wahlergebnisse harreten. Aus dem Stimmengewirr klang Béjard's näselndes Organ scharf heraus, Dupouilly oratelte mit salbungsvoller Weisheitsfülle. Der kampfesmutige, brutale Saint-Jardier sprach davon, diesen Bergmaus und seine schmutzige Gefolgschaft einfach niederzuknallen, der frühzeitig gealterte Dobouziez lehnte mürrisch und wortkarg in der Ecke, er hatte für die Politik nur geringes Interesse und schimpfte

innerlich weiblich über die kostspielige Eitelkeitsnarretei seines Schwiegersohnes; die beiden jungen Saint-Fardier's endlich gähnten auf die Gefahr hin, sich die Kiefern zu verrenken, trommelten auf den Fenstercheiben und sahen gelangweilt auf das „Gesindel“, das sich da unten zusammenrottete.

Im „Weißen Kreuz“ sah sich Door einer so vielköpfigen Schaar seiner Anhänger gegenüber, daß er gar nicht wußte, wem er zunächst die Hände schütteln sollte. Laurent, die Tilba's, Jan Bingerhout, Marbol und Byveloy litt es nicht in der Wirthsstube des „Weißen Kreuzes“, sie horchten draußen herum und gingen nach dem Zentralbureau, wo die allgemeine Stimmzählung erfolgte.

Die ersten Resultate, die bald für Bergmans, bald für Béjard günstig lauteten, wurden in der „Assoziation“ mit Pfeifen, im „Weißen Kreuz“ mit Hurrahgeschrei, oder umgekehrt, aufgenommen. Aber die Kundgebungen im Versammlungslokal der Reichen führten jedesmal zu lebhaften Gegenkundgebungen der Volksmenge auf dem Platz. So oft der Aushang an den Fenstern der „Assoziation“ eine Stimmenmehrheit für Béjard meldete, erschallten unten vereinzelt, schwächterne Beifallsrufe, die aber sofort durch schrille Pfiffe und Geschrei erstickt wurden; das gerade Gegenteil war der Fall, wenn das Glück „unserem Door“ hold war.

Einige Zeit hielten sich die Stimmen das Gleichgewicht. Die Mehrheit der Zensurwähler der Stadt hatte sich für Bergmans erklärt. Die Menge auf den Straßen glaubte schon die Schlacht gewonnen, man schüttelte einander freudig die Hände und beglückwünschte Bergmans zu dem erfochtenen Sieg, ja Paribaal war selbst dafür, die Geusenfahne — orange, weiß und blau mit den dem Antwerpener Stadtwappen entlehnten brüderlich verschlungenen Händen im Mittelfelde — zu hissen. Bergmans, der die Dinge in gar nicht so rosigem Lichte sah, hatte Mühe, seine Freunde an einem verfrühten Triumph zu hindern. Er hatte guten Grund, nicht so vertrauenselig zu sein. Die Heißsporne hatten bei ihrer Berechnung auf die Landbevölkerung nicht genug Rücksicht genommen. Die ländlichen Wahlbezirke glücken nicht nur den Abstand zwischen beiden Listen aus, nein, die Stimmenzahl schwoll immer gewaltiger an und begrub schließlich wie eine sinnlos waltende Naturkraft die berechtigten Hoffnungen der Mehrheit der Stadtbevölkerung.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Sonwige, späte Herbsttage sind uns bescheert. Es steigen nicht die dicken, bösen Novembernebel auf; und in den kostbaren hellen Mittagssunden möchte man nicht glauben, daß uns der Winter so nahe sei. Wie rasch dies freundliche Gesicht zunichte sein wird?

Im unruhigen, nervös überreizten Tempo gehen die öffentlichen Dinge weiter. Nicht Lust, nicht Kraft steckt in ihnen. Ueberall trübes, reaktionäres Gelüste. Selbst in der Schweiz fängt man an, krankhaft erregt zu werden, wenn man einen Mann wie Oskar Panizza ausweist. Dieser Schriftsteller hat sich politisch kaum bethätigt. Wodurch ist er denn in der freien Schweiz lässig gefallen?

Im vergangenen Jahrhundert der Aufklärung hätte man ihn den Freigeistern zugerechnet. Es gab königliche Heiden, die damals über Kirchendogmen ebenso ungenirt sprachen. In unseren Tagen hat die Freigeisterei in der Art, wie sie ein Panizza vorträgt, nur etwas Renommistisches. Und wegen seiner renommistischen Manier muß Panizza das Schweizer Asyl verlassen? Ist man in der Schweiz so ängstlich und empfindsam geworden, daß man die Worte eines jungen Kraftmeiers so sorgsam abwägt, wie man in Deutschland nach heimlichen Majestätsbeleidigungen jagt? Das Buch, um dessenwillen Oskar Panizza seinerzeit verurtheilt wurde, war gewiß nicht dazu angethan, innerste Empfindungen zu verletzen. Es war zu wenig sein und zu absichtlich in seiner Ironie, um den wahrhaft Gläubigen zu erbittern; mit künstlerische Geschmacklosigkeit, die in der Renommisterei mit unterliesen, werden doch sonst bei uns in Deutschland nicht gestraft. Man fände ja kein Ende, wollte man hier anfangen. Hat Panizza vielleicht durch seine Schriften die Eitelkeit der Bürgerschaft geärgert? Darin versteht man auch in der freien Schweiz mitunter keinen Spaß; und man ist manchmal so entzückt, als lebte man inmitten einer deutschen Kleinstadt mit ihren beengten oder auch erheuchelten Begrissen.

Wo man alle Sünden so verdammt ernsthaft nimmt, da ist es kein Wunder, daß man auch dem Schall an den Leib rückt. Es gab trübselige Zeiten in Deutschland, man ließ wenigstens das Wigblatt einigermassen gewähren. Es war die lustige Person. Sie durfte eine Redheit wagen. Man war nicht so sensibel dem bescheidenden Gelächter gegenüber. Aber heute?

Was ist zur Zeit aus unseren Wigblättern geworden? Wie soll die frische, gesunde Lustigkeit entstehen, wenn die Redakteure selbst ängstlich Wache halten müssen, daß ja kein

Witz sich allzusehr erdreiste. Jeder vorlaute Einfall wird doppelt und dreifach gewogen, bis das Beste an ihm richtig sich verflüchtigt hat; und doch greift man nach den „zuchlosen Männern“ unserer Wigblätter! Und mit welcher Gewichtigkeit. Im Musterland Sachsen, zu Leipzig, soll nun gar der satirische Zeichner Thomas Heine verhaftet worden sein.

Es sind jetzt mehrere Jahre verflossen, da hat in einer Berliner großen Ausstellung derselbe Th. Th. Heine zuerst von sich reden gemacht. Es war ein Bild von ihm zu sehen, über das sich so viele Leute die Köpfe zerbrachen, weil sie nun einmal gewöhnt sind, alles mit weicheltem Ernst zu betrachten. Aber es sprach ein Spötter aus dem Bilde, der sich insgeheim freuen mochte, wie man hin und her rief, was das Gemälde eigentlich vorstelle. Später konnte man dem Illustrator in den „Fliegenden Blättern“ begegnen. Die sind nicht staatsgefährlich, wie jedermann weiß. In den gar zu platten Garmosigkeit der „Fliegenden Blätter“, in denen an „Haus und Familie“ nicht gerührt werden darf, konnte sich das eigenthümliche satirische Talent Heine's nicht entfalten. In dem neuen Wigblatt „Simplicissimus“ erst fand der Karikaturen-Bildner Heine seinen Boden. Wenn seine Karikatur soziale Gebiete streifte, so hat sie allerdings den bitter-sauren Geschmack, der in unseren sozialen Zuständen eben selber liegt. Im übrigen ergab er sich oft sorglosem Ill. selbst da, wo er dem Philisterrum, seinen Anschauungen und seinen Lebensgewohnheiten eins versehen wollte. Und darum soll der Mann jetzt wie ein armer Sünder büßen? Man behandelt ihn, der sicherlich eher frei künstlerisch als politisch zweckbewußt denkt, wie man einen staatsgefährlichen Umstürzler behandelt. Dabei muß man bedenken, wie in der Regel die Karikaturen unserer Wigblätter entstehen. Dem Karikaturenzeichner wird die Idee gewissermaßen suggeriert. Den Gedanken, auf den ihm ein Redakteur, ein Schriftsteller erst leitet, setzt er in künstlerische That um. Freilich macht solcher tüchtige Bösewicht sich der staatsgefährlichen Junitäten so mitschuldig.

Ein Zeichen selbstbewußter Kraft ist es nicht, wenn man in nervöser Aufgeregtheit jedes Wigwort, jeden bildlichen Ill so grausam tragisch nimmt. Das Lachen wird darum doch nicht verschwinden, selbst wenn man es aus allen deutschen Wigblättern gestilgt haben wird. In dem System, wie es heute geübt wird, liegt nicht einmal ein starker pathetischer Wille. Grämliche Verdrossenheit ist es, die sich über offenes Gelächter ärgert.

Mit dem starken, kraftvollen Vertrauen ist es rundum mißlich bestellt. Man denke nur an unser Berlin und seine Stadtverwaltung. Es gab eine Zeit, da hatten die liberalen Blätter eine ständige Ausruf zur Verherrlichung der finstigen Post und eine andere zur Jubelreklame für die geistvolle und energische Stadtverwaltung. Manchmal nahm die Selbstgefälligkeit geradezu komische Formen an. Wenn irgendwo aus der Welt, aus Sofia oder aus Debreczin, ein Mann nach Berlin kam, um hier die Einrichtung der Markthallen z. B. zu studiren, so konnte man ganz gewiß lesen: Wiederum ist aus der Ferne ein angesehener Bürger der Stadt Debreczin, Herr Stadtrath X., nach Berlin gereist, um unsere Musterinstitutionen kennen zu lernen. Daran knüpfte sich ein Hinweis auf die stolze Größe der Stadtverwaltung. Es wirkte überdies noch die Empfindung nach, die man bei jungen, emporkommenden Leuten häufig findet. Man achtet noch zu sehr auf jede Nachrede, man spitzt die Ohren und horcht aufmerksam, was wohl die Außenwelt zu der noch ungewohnten Größe, zum neuen Glanz sage. Nun hat man das Würdebewußtsein, die Reichshauptstadt zu sein, über ein Vierteljahrhundert lang getragen. Die kleinen Eitelkeiten junger Kraft treten nicht mehr so augenfällig vor. Mit der Energie jedoch, die ein mächtvolles Gemeinwesen beselen sollte, will es nicht vorwärts gehen. So lange hat man die öffentliche Verwaltung Berlins über den grünen Klee gepriesen, da sollte von Kleinmuth nicht die geringste Rede sein. Ueberhitzig hat man die Vorstellung genähert, daß man in Berlin Hindernisse wie im Sturmschritt nähme. Setzte die Kritik einmal wo ein und betonte, hier und dort sei noch Fehlerhaftes zu bemerken, so ereiferte man sich nicht gegen die Kritik, die man gelten ließ. Man betonte vielmehr: Ja, die Kritik sei im Recht. Aber was thäte das? Das Berlin, das noch vor wenigen Jahrzehnten die jämmerlichen Ninnfälle auf den Hauptwachen kannte und dann seine gewaltige Kanalisation durchführte, werde mit den kleineren Fehlern bald ausgeräumt haben. „Uns kann keiner!“ lautete das Sprichwort. Und es lag wirklich Grundwerth auch in diesem Selbstvertrauen.

Gegenwärtig scheint es zerstoßen zu sein. Wie wäre sonst das Verhalten der Stadt zu erklären, als es sich um die Uebernahme der Elektrizitätswerke in städtische Regie handelte? Wir komme noch einer mit dem Scheltwort vom großmäuligen Berlin! Nicht wahr ist es! Kleinmuthig ist man bei uns geworden und verzagt. Man wird außerhalb den gegenwärtigen Bürger Berlins nicht verstehen. Was ist nur aus dem edel-dreisten Spruch geworden „uns kann keiner“? Da feuert man und schleicht herum, wie die Klage um den heißen Brei. Wir möchten wohl übernehmen, aber wir getrauen uns nicht. Die Privatgesellschaft kann sich besser einrichten, kann rascher allen Neuerungen folgen, und sähige Männer besser honoriren. Man erfährt von diesem Armutzeugniß, und die Bürgerschaft Berlins nimmt es mit ruhiger Geduld entgegen. Hier ist die Gelassenheit wirklich eine gefährliche Untugend. Ist denn das schneidig-liberale Bürgerthum krumm geworden? Hat es die Empfindung dafür verloren, daß eine starke moralische Nieder-

lage im öffentlichen Leben weitere Energie lähmt? Wenn man darauf an sich zu zweifeln angefangen hat, wie die Stadtverwaltung in der Frage der Elektrizitätswerke es gethan hat, dann steht alles Selbstvertrauen auf sehr schwanken Füßen. Dann wird der Kleinmuth weiter um sich greifen. Dann wird man fürderhin bei schwierigen Angelegenheiten nicht erst einen Weg suchen, weil der Wille bereits gebrochen ist. Dann wird man immer unruhiger zurückweichen, wenn man vor einer ungewohnten Aufgabe steht. Ein Geständniß: wir können nicht neuzeitlichen Erscheinungen mit der nöthigen Umsicht folgen und wir können fähige oder gar geniale Männer nicht an uns fesseln, ist allein durch sein moralisches Gewicht von gefährlicher Bedeutung. —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

— Der Kiwa-Trank. Die nomadischen Indianer in einigen Provinzen Argentiniens zeigen eine große Vorliebe für ein sehr alkoholreiches Getränk, den Kiwa-Trank, den sie aus den Früchten des Algaroba- oder Schwarzholz-Baumes bereiten. Nicht sowohl das Getränk — denn alkoholische Getränke giebt es überall — als die Gewinnungsweise ist für ein halbzivilisiertes Land außerordentlich seltsam; denn während sonst die Herstellung von Weis und Trank dem Wirthe und nicht seinen Gästen zufällt, kehrt sich die Sitte im Süden des Gran Chaco um; hier sind es die Gäste, welche den Kiwa-Trank bereiten, und es hieß dem gastfreien Indianer eine schwere Unbill zufügen, wenn der Gast sich dieser Pflicht entziehen wollte. Henry Chastrey, der den Trank zuerst 1888 bei dem Kapitän (Hauptling) José Peizo (der kleine Joseph), einem gefürchteten Räuber, kennen lernte, dem er einst das Leben gerettet hatte und den er in seinem Feldzuge besuchte, erzählt darüber folgendes: „Nachdem jeder von uns einige Kilo Gramm gebratene Hühner zu sich genommen und wir unsere Zigaretten am Feuer entzündet hatten, machte der unvermeidliche Maté-Trank die Munde, dann legte ein altes Weib vor jeden Gast eine starke Handvoll Algaroba-Früchte und ein kleines Holzgefäß. Sofort beeilte sich jeder Gast, die Mimosa-Früchte zu kauen und den dabei ausgepressten Saft in das vor ihn gestellte Gefäß zu speien, welches die alte Magd nach seiner Füllung in eine große irdene Schüssel entleerte. Von diesem seltsamen Gebrauch höchlichst überrascht, beilte ich mich, meinen Laqueano (den Führer und Dolmetscher), der mir eben den Maté (so heißt hier das Zubereitungsgefäß, und der Thee-Aufgüß aus *Ilex paraguayensis*) reichete, um Erklärung zu bitten, die dieser mir mit dem Grinsen gab, mich dem Gebrauche zu fügen und mitzukauen, da die Zurückhaltung als schwere Unhöflichkeit ausgelegt werden würde. Natürlich verbrachte ich nur eine bis zwei Stunden im Geplauder mit meinem Wirthe, unter fleißigem Maté-Trinken und Algaroba-Kauen, zur großen Befriedigung aller Gasigenossen. Alsdann erst bot José Peizo mir einen schwärzlichen Trank, den ich sehr gut fand; es war Kiwa. Ein Nictblick durchschloß meinen Kopf, ich wußte nun, daß dieser Trank aus den Früchten des Schwarzholz-Baumes bereitet wurde und daß ich soeben bei der Herstellung dieses den Bewohnern des Gran Chaco so werthen Trankes mitgewirkt hatte.“

Der Trank wird in der That erhalten, indem man die gelauten Massen der Früchte in irdenen Gefäßen der Gährung überläßt, worauf die Flüssigkeit von den alten Frauen durch ähnliche Mittel, wie man sie beim Weine anwendet, geklärt wird. Der Kiwa-Trank ist trotz seiner abstoßenden Bereitungsweise sehr schmackhaft, stark beruhigend und seine Blume erinnert an Vanille. Vermuthlich werden die berausenden Tränke der meisten Naturvölker in ähnlicher Weise durch vorheriges Kauen eines oder mehrerer Bestandtheile in eine schnelle, starke Getränke liefernde Gährung versetzt, so der Chica-Trank der etwas nördlicher wohnenden Indianer aus von den Weibern gekautem Mais, der Kiwa- oder Kiwa-Trank der Südsee-Bewohner aus gekautem Nauschpfeffer und selbst der Weiskrautwein der Formosaner. Doch lassen schon die Südsee-Bewohner das Kauen der Wurzel des Nauschpfeffers durch Kinder besorgen. Die nordische Kwafir-Sage deutet darauf hin, daß bei uns in der Vorzeit ein ähnliches Verfahren bestand, um den Grundbestandtheil des nordischen Methes und Bieres in schnelle Gährung zu versetzen. („Promethens“.)

Musik.

Konzerte. Sonntag den 30. Oktober mittags gab es im Konzertsaal des Schauspielhauses mannigfache Auhil. Felix Motzels neues Streichquartett Fis-moll wurde von dem Quartett Galix und Genossen ohne Erfolg aufgeführt. Aufeinander dümpelte sich das Publikum viel zu vornehm, um ein Werk willommen zu heißen, das sich erfüllt, Erfindungskraft zu entfalten, uns eine Fülle schöner, allerdings meist weicher, etwas schmachtender Lyrik ausbreitet, das heiter und zuweilen schallhaft gesimmt ist (besonders im 2. Satz), und das in dem tanz-rhythmischen, fragende Anflänge an die schilleren Sätze bringenden Finales vollsthmlich wird. Der lebhaftest Befall, den die nächste Darbietung fand, sollte wohl demonstrieren, daß man die Ausführenden nicht für den Komponisten der ersten Leiden lassen wollte. Allein obwohl auch hier von den mehrerwähnten „Meinen Partitur-Ausgaben“ zu haben war, erkannte das Publikum doch nicht, was die Herren diesen Es-dur-Quartett des alten Dittersdorf anthaten. Wer je diese einfache, große Schöpfung entsprechend gehört, dem wird beispielsweise das Fortissimo des Finales (in jener Ausgabe S. 15) unvergeßlich sein, und den

konnte der Mangel an Gefühl für diese Stelle bei den Vortragenden verlegen. Wenn ein Werk so schlicht ist wie dieses: muß es darum so kühl, stellenweise sogar so unheim geübelt werden, wie es hier z. B. im 7. Satz das „Alternativus“ und an einer Pianissimo-Stelle des Finales (S. 14 unten) geschah? Eine Unbilligkeit wäre es aber ebenfalls, das Darüberwischen der Herren über die Komposition als persönliche Schuld anzulegen; die Schuld trifft vielmehr unsere Konzerlwirtschaft, in der die Ausführenden neben hundert anderen Tagespflichten auch noch dies und das „machen“ sollen. — Sinding's wirkungsvolles Klavierquintett E-moll beschloß, mit Herrn D. Müll am Klavier, in erfreulicher Weise diese Matinee.

Im dritten Symphonie-Abend der kgl. Kapelle führte Herr Weingartner eine neue Konzertszene mit Orchester auf: „Sejungfräulein“ von d'Albert. Der Text von Brun mag durch seine Schönheit allein schon an dem Gelingen der werthvollen Komposition mitgewirkt haben; wir besitzen weder viele so eigenartige Texte noch auch viele derartige Gesänge mit Orchester, wie sie unserm Meertoire sehr zu wünschen wären. Frau Herzog bot durch den Vortrag der Szene eine meisterhafte Leistung; es war besonders beachtenswerth, wie diese Künstlerin mit ihrer qualitätsreichen Kolofation sich auch gewaltige Konstruiren erlauben konnte. Unser Urtheil ist der öffentlichen Hauptprobe entnommen; sie machte im ganzen den Eindruck, als sei lediglich der Künstlerschaft aller Theilhabenden ein Zurechtkommen, mit nur einem einzigen kleinen Mangel, zu danken gewesen. Den Herren bleibt anscheinend bei ihrer Ueberlastung (siehe oben) nicht Zeit noch Kraft zu einer solchen Sicherheit, wie sie die „Meininger“ besitzen, die sich ganz in ihre Eine Berufsarbeit verieren können. Dem sollte radikal abgeholfen werden. Dazu kam diesmal noch ein gar zu harmloses „Zweiggespräch“ von Schilling's; es fiel durch und wurde abends durch anderes ersetzt. Auch Beethoven's „Fünfte“ kam zum theil matter und nuancenloser heraus, als sie unter Weingartner's heroischem Pathos, das freilich auch der Mode hulldigt, um Gotteswillen nicht zu „tusteln“, sonst herauskommen könnte.

Trag darauf verabschiedeten sich die Meininger, unter anderem mit W. Berger's Sinfonie B-dur op. 71. Dem großen Erfolg dieser Erstausführung entspricht ihr Werth nicht ganz. Ihre Stärke dürfte in den vielen padenden Klangspielereien liegen, die von der Piccoloflöte bis hinab zu der sammt den Posannen im Finales ein tretenden Tuba alle Bläserstimme der Meininger entfalten lassen. Halb pastoral, halb volkstümlich bringt diese Musik viel Melodisches und scheint auch nicht vor Dissonanzen zurück, die ein Meinandergerathen verschiedener Mächte anzuzeigen scheinen, ohne daß sie doch zu einer rechten motivischen Bedeutung gelangt. Ein Streichkonzert von Bach (das 3. für 3 Violinen u. s. w.) und eine von Herrn D. Francon Davies vorgetragene Arie aus Händel's „Samson“ (worum dieses Herausreißen?), ungerechnet 3 von uns nicht mehr angehörte weitere Stücke, trugen zum erfolgreichen Abschied glücklich bei. Wüchte doch die Kapelle recht bald wiederzukommen!

Am selben Abend spielte in der Singakademie der Klavierspieler Frederic Lamond 3 große Klavierkonzerte. Die Forderung einheitlicher Konzertprogramme wird leider nicht durch Eintönigkeit erfüllt. Des diesmaligen Guten war wohl zu viel. Trotzdem konnte der Konzertsgeber im Verein mit dem Philharmonischen Orchester das allmählig sehr zahlreich gewordene Publikum durch seine Künstler-schaft (für die uns ein theilweises Anhören genügen mußte) erfreulich befriedigen — das stehende Fortissimo ausgenommen.

Junner enger wird die Auswahl der Konzerte, die wir aus der steigenden Fluth herausgreifen können. Möge dies nicht den Erfolg der vier „historischen“ Klavier-Orchester-Abende von Ferruccio Busoni beeinträchtigen, die gütigst begonnen haben sollen und am 12. und 19. d. M. zu Ende geführt werden.

Auch zwei Vortrags-Abende“ fielen unferem Referat zu. Am 1. d. M. bewährte sich im „Architektenhaus“ Margarethe Pix als eine lästige und durch die damalige rothe Bummelzeit mit der Saalthüre nicht aus der Fassung gebrachte Weherfädern der Deltamations- und zum theil auch der mimischen Kunst. Noch etwas mehr Deutlichkeit gegen das Ende der Sätze hätte hin und noch mehr Verzicht auf die Wahl von Effektsünden wäre immerhin wünschenswerth. Der Vortrags-Abend einer sozusagen neu entdeckten Dichterin, Frau Thelma Lingen, am 4. d. M., entging uns. — sz.

Kulturgeschichtliches.

gk. Die magische Heilkunde der alten Ägypter, über die Hiesewetter in seinem neuen Buch über den Occultismus des Alterthums reiches Material beibringt, entstammt einer verhältnismäßig späten Zeit, wenn auch uralte Tempelgeheimnisse des Theot in ihr enthalten sein mögen. Sie geht im wesentlichen auf einen Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts n. Chr., Hormos Trismegistos, zurück. Die ganze Welt erschien den Ägyptern als ein großes Lebewesen, in dem alles in wechselseitiger Verbindung steht, das von einer beständigen Sympathie durchströmt und durch eine Kraft zu einem Leben vereinigt wird. Diese wechselseitigen Beziehungen suchten sie an den Dingen zu erforschen und für die Behandlung der Krankheiten nutzbar zu machen. Aus der Nehmlichkeit irgend eines Theils einer Pflanze, eines Thieres oder Minerals mit irgend einem Glied des menschlichen Körpers schloß man, daß ersterer Heilkräfte gegen die Krankheiten des letzteren besitzen müsse. So galt gegen Hauptkrankheiten und Epilepsie als besonders wirksam die Pflanzenthoipe, femer der

wohn, die Ballmüch, Miskatinn, Meerzwiebel und andere ähnlich gefomnte Pflanzenfrüchte. Gegen Augenkrankheiten wurden Augentrost, Habichtstrauch, Skabiosen u. s. w. angewendet; gegen Zahnleiden die Zahnwurz, Granatapfelkerne, Zirkelnüsse u. s. w., gegen Ohrenleiden die Blätter von der Haselwurz, dem Löffelkraut und der Wassermünze, die auch gegen Nasenleiden gut sein sollten, weil zwischen Ohr und Nase eine besondere, wahrscheinlich aus der Beobachtung der Katarhe geschlossene Verwandtschaft bestünde. Für die Kehle galt als heilsam das Wintergrün, der Hirschschwamm und der Zimmt. Für die Lunge war das Lungentraut bestimmt, für das Herz die Zitrone, der Pfirsich, die Brachnuß; für die Leber Aepfel, eine Moosart, Wirlenschwamm, Eicheln und Lebertraut; für die Milz das Scolopendrium, die Hirschgunge, Nauerraute, das Milztraut; für den Magen die Blätter des Alpenveilchens, Ingwer, Galgant; und so geht es fort durch alle Theile des Körpers. Auch die Farben gaben ein viel beachtetes Moment der Heillichkeit. Gegen die sogenannte rothe Galle wurden Pflanzenstoffe von rothem Aussehen angewendet, wie rothes Sandelholz, Rothholz, Alkanna wurzel u. s. w. Der Grundsatz „similia similibus“ durchzog die ganze Arzneilehre. Gegen Wunden brauchte man scheinbar von der Natur durchlöchernte Kräuter wie das Johanniskraut. Giftige Schlangen, Spinnen, Skorpione wurden zubereitet, um als Gegengift zu dienen. Das Fleisch giftiger Thiere, wie des Wolfes oder des Storpions, genoz man zur Hebung des Appetits, während der Gemüß des Fleisches sluger Thiere Intelligenz, das träger Trägheit hervorrufen sollte. Durch hervorragende Leistungen ausgezeichnete Körpertheile gewisser Thiere wurden gegen Leiden der entsprechenden menschlichen Körpertheile, z. B. Fuchslunge gegen Lungen schwindsucht, angewendet. Es läßt sich nicht leugnen, daß dem ganzen, so sonderbar es auch durchgeführt ist, der Gedanke zu grunde liegt, der der Vater der Homöopathie geworden ist. —

Physiologisches.

— Mit der Bergkrankheit beschäftigt sich in der Genfer Wochenschrift „Semaine littéraire“ Emil Jung. Ihre Symptome können am besten auf dem Montblanc beobachtet werden, auf dem vielen Reisende, die sonst auf andern Bergen verschont blieben, der Krankheit zum Opfer fallen. Bei heftigem Auftreten ist die Bergkrankheit ein schreckliches Leiden, das dem Betroffenen alle Möglichkeit theilnehmender Betrachtung der Außenwelt verschließt und ihn völlig auf die Sorge für seinen Körper verweist. Sie beginnt mit einem unbestimmten Gefühl der Ermattung, unerklärlicher Unruhe und Athembeschwerden. Die Weine haben alle ihre Kraft bewahrt, aber die Brust heischt häufige Aufenthalte. Alle fünf Minuten muß der Besteiger kurz pausiren, um Athem zu schöpfen, und je weiter er in die Höhe kommt, desto häufiger wird dieses Bedürfnis. Das Unwohlsein wirft den Betroffenen auf das Eis oder den Firnschnee nieder. Dann richtet er sich mit äußerster Willensanstrengung wieder auf und steigt weiter die endlosen, schimmernden Schneehänge hinauf. Allein einige hundert Meter darauf fällt der Körper wieder in sich zusammen, und der Kranke legt sich platt auf den Schnee, indem er einem unwiderstehlichen Triebe folgt, eine horizontale Lage, die ihm Linderung seiner Noth verspricht, zu finden. Und alles, was er wünscht, wäre, liegen bleiben zu können, regungslos! Selbst wenn ein Obdach mit Bett und warmen Dedern erreicht wird, setzt sich die Bergkrankheit fort. Die Ruhe thut freilich wohl, aber sie bringt noch nicht die Heilung mit sich, wenigstens nicht sofort. Es ist eine der Besonderheiten dieses Unwohlseins, daß es oft während mehrerer Tage anhält, selbst dann, wenn das Thal wieder erreicht ist. Diese Thatsache läßt an eine Vergiftung der Nervenzentren durch Muskelsgift denken. Der Verdünnung der Luft in jenen hohen Regionen ist der Haupttheil an der Entstehung der Bergkrankheit zuzuschreiben. Das Leiden tritt auch bei Luftschiffen auf, die mehr als 4000 Meter hoch steigen. Paul Bert hat in Paris eine Art Bergkrankheit bei Personen hervorgerufen, denen durch die Luftpumpe die Luft in dem Raume, in dem sie sich befanden, verdünnt wurde. Die Bergkrankheit steht in direkter Beziehung mit dem Oxygengehalte des Blutes. Dabei ist freilich zu bedenken, daß in gewisser Höhe das Leiden bei jedermann eintreten müßte, wenn diese Beziehung ständig wäre, während thatsächlich die Symptome bei manchen Hochgebirgs-Touristen gar nicht auftraten. Jedenfalls liegen der Bergkrankheit noch weitere, bisher unklar gebliebene Ursachen zu grunde, die im Temperament des Kranken selbst, in der Reizung seines Organismus, vergiftende Substanzen zu erzeugen, beruhen. —

Aus dem Thierleben.

t. Ein französischer Gelehrter, Jules Gal, der sich seit längerer Zeit mit der Untersuchung der Seidenraupe beschäftigt, hat der naturforschenden Gesellschaft von Nimes eine Mittheilung über den Einfluß von farbigem Licht auf die Entwicklung der Seidenraupen zugehen lassen. Unter den Rückern dieser werthvollen Insekten herrscht ziemlich allgemein der Glaube, daß dieselben die Dunkelheit lieben, ohne daß dafür ein eigentlicher Beweis vorläge. Sie gedeihen jedenfalls im Freien auch unter vollem Lichte sehr gut und ebenso in Seidenzucht-Häusern mit großen Fenstern. Nach den Beobachtungen von Gal erscheint diese Annahme ganz unbegründet. Dieser Forscher wollte den Einfluß der verschiedenen Farben prüfen und stellte sich

zu diesem Zwecke farbige Gläser her, die er zunächst mit Skollodium bestrich und dann mit farbigen Pulvern bestreute, darunter Parmaviolett, Phosphorblau, Methylengrün, Martinsgelb, Fuchsinroth. Die Gläser dienten als Dedel für 6 Kästen, neben die zum Vergleich ein siebenter Kasten gesetzt wurde, welcher mit einer farblosen Glasplatte bedekt war. In jeden Behälter wurden 15 Raupen von gleichem Alter und gleicher Abstammung gelegt und dann die Kästen dem Tageslicht ausgesetzt. Nach einem gewissen Zeitraum wurden die Raupen jedes Kastens, die natürlich sämmtlich das gleiche Futter erhalten hatten, gewogen, und es stellte sich zunächst heraus, daß die unter dem grünen Glase das geringste, die unter dem violetten das größte Gewicht besaßen, unter dem weißen Lichte war die Entwicklung scheinbar günstiger als unter blauem, rothem und gelbem. Die Raupen wurden nun wieder in ihre Kästen gebracht und begannen ihre Kokons zu spinnen, auch diese wurden nach ihrer Vollendung gewogen, und wieder mit einem ähnlichen Ergebnisse, indem die unter violettem Lichte das größte Gewicht, die unter grünem das geringste zeigten. Schließlich wurde die Fortpflanzungsfähigkeit der Raupen in den einzelnen Kästen beobachtet. Die Weibchen unter violettem Lichte legten 456 Eier, die unter weißem Lichte 429, die unter grünem Lichte 410 und am wenigsten die unter rothem, nämlich 307. Die Versuche wurden immerhin in kleinem Maßstabe gemacht, so daß die Schlüsse wohl noch nicht als ganz feststehend betrachtet werden können. Dennoch scheint so viel festzustellen, daß die Entwicklung der Raupe, das Gewicht der Kokons (also der Ertrag an Seide) und die Fortpflanzung unter violettem Lichte die günstigsten Ergebnisse erzielen. —

Humoristisches.

— Der Pedant. Registrar (zu einem Bureau schreiber, dem er ein von jenem ausgeführtes Schriftstück zurückgibt): „Herr Schmidt, hier fehlt 'n 3-Pünktchen. Machen Sie's 'mal sälwer drierer, daß nich 3 zweerlee Schrift wärd!“ —

— Landplage. A: „Glücklich wieder zurück vom Land? Schön gewesen?“

B: „Ach, lassen S' mich aus mit dem Landaufenthalt, wenn man immer in der Sonn' rumlaufen muß!“

A: „Warum nur in der Sonne? Man findet doch überall auch Schatten!“

B: „Ja, Schatten g'rad g'nug; aber in jedem Schatten steh'n Radler und pumpen an ihren Pneumatiken!“ —

— Abweisung. „... Gut, ich will Se bei mir anstellen mit 'm Monatsgehalt von 60 Mark!“

„60 Mark? Damit kam ich keine großen Sprünge machen!“
„Wie heißt große Sprünge machen? Sind Se a Geis-
bock?“ — (Flieg. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— Der Gemeinde-Kirchenrath in Angermünde macht bekannt, der alte Gebrauch sei noch nicht aufgehoben, daß nur Jungfrauen mit Kranz und Schleier zur kirchlichen Trauung am Altar erscheinen dürfen, und daß kein Geistlicher berechtigt sei, Ausnahmen von diesem Gebrauch zu gestatten. —

y. Die Hochsee-Fischerei ruft in Geestemünde und Nordenham verschiedene neue Nebengewerbe ins Leben. Man hat z. B. Versuche gemacht, die in großen Massen vorhandenen Fischabfälle zur Schweinemästung zu verwenden. In Nordenham hat eine Hochsee-Fischerei-Gesellschaft bereits einen Bestand von ca. 400 Stück. Die Thiere fressen das Futter gern und gedeihen gut. — Das Fleischgeschmacke wird wohl etwas anders sein als gut. —

— Beim Schmuggeln von Wollwaaren wurde ein österreichischer Staatsbürger von russischen Grenzdoldaten an der preußischen Grenze bei Mhslowik erschossen. —

— In Skolomea (Galizien) wollte nach einer Meldung der „N. Fr. Pr.“ ein junger Offizier, der in seinem Hotel Unterkunft finden konnte, da alle überfüllt waren, in einem mit Gewalt in ein Zimmer eindringen. Als der Sohn des Besizers Einspruch erhob, zog der Lieutenant seinen Säbel und drang auf ihn ein. Er verfolgte den Fliehenden auf die Straße und verletzete ihn auf offenem Marktplatz von rückwärts einen Hieb über den Kopf. Der Mann stürzte zusammen, er hatte eine tiefe Wunde in der Schädelbede erhalten. —

— In Pola (Istrien) feuerte ein 70-jähriger Greis aus Eifersucht gegen seine 80-jährige Gattin zwei Revolverkugeln ab und durchschnitt sich dann die Kehle. Beide sind lebensgefährlich verlegt. —

c. e. Um den Alkoholismus zu bekämpfen, hat die belgische Regierung folgenden Wettbewerb ausgeschrieben: Es soll ein den belgischen Sitten angepaßtes „Gemälde“ eingereicht werden, welches einerseits einzelne Organe von Alkoholikern und Trunksuchtigen, andererseits dieselben Organe bei gesunden, nüchternen Menschen und Szenen aus dem Familienleben von Temperenzlern darstellen soll! Die Darstellung der Alkoholiker soll Abscheu erregen und Furcht vor den Folgen der Trunksucht erwecken. Der Preis beträgt 1000 Franks. —